

Weimers Sorgen

Treten kann er. Buchhändler zum Beispiel oder Musiker. Nur zurücktreten, das kann er nicht. Obwohl Wolfram Weimer vermittels Skandalproduktion alles dafür tut. Noch kein Jahr im Amt, hat der Mann seiner Behörde das Gendern verboten, die Filmförderung zugunsten von Streamingkonzernen reformiert, Konzerte von Bands abgesagt, ein Gedenkstättenkonzept installiert, das Faschismus und Sozialismus gleichgesetzt (während er selbst in der Tradition der Zentrums- partei steht, die Hitler seinerzeit den Steigbügel hielt), auf dem Ludwig-Erhard-Gipfel eine Kontaktbörse für Wirtschaft und Politik eingerichtet, die Leiterin der Berlinale zu schassen versucht und linke Buchhandlungen von der Preisliste streichen lassen.

Das Muster ist so leicht zu lesen wie die Apostelgeschichten. Ein konservativer Extremist – Gründer des *Cicero*, leitender Redakteur bei Springer und Burda, Verfasser eines Manifests gegen Kulturmarxismus, Multikulti, Atheismus und Vergesellschaftung – überschreitet die Befugnisse seines Amtes. Persönliche Meinung wird zur Generallinie. Deutschland soll Weimer werden.

Propos Bücher. Unlängst wurde bekannt, dass Weimer 1986 ein Buch im Selbst- druck veröffentlicht hat, worin der damals 22jährige unter anderem eine Art Vergewaltigung und den folgenden Tod eines ungeborenen Kindes lyrisch beschreibt: »Kopfpilz«, dein Name ist Programm. Eine Jugendsünde, sicher, dennoch wird man bemerken müssen, dass 99 Prozent von Weimers Mitmenschen dergleichen nicht in ihrer Vita haben.

Forderungen nach seiner Entlassung sind mittlerweile Folklore. Es soll Berliner Bars geben, in die man ohne den Ausruf »Fuck Weimer« gar nicht mehr reingelassen wird. Zwei Verbände der nahe Weimar gelegenen Gedenkstätte Buchenwald legen Weimer nahe fernzubleiben. Bei der Buchmesse in Leipzig wurde der Minister ausgebuht. Zeit für den Kanzler, den Iron Dome anzuerkennen. Am Mittwoch sagte Merz im Deutschen Bundestag, so ein Kulturstaaatsminister sei »unvermeidlich« auch »eine unstrittene Person«. Das stimmt natürlich, doch nicht für Weimer, der sich eines Gegenwinds erfreut, den er nahezu vollständig selbst erzeugt. Weimer, so Merz, begeben sich »in schwierige Debatten«. Genau das aber tut er nicht, er administrativ weg, was ihm nicht passt. Das Geheul von Linken, die sich von Weimer verfolgt sehen, trifft es nur halb. Indem Weimer linke Kulturmenschen attackiert, attackiert er darin kulturelle Vielfalt und künstlerische Freiheit. Es geht nicht um die einzelne Buchhandlung, es geht darum, dass Politik kulturelle Unbotmäßigkeit aus- halten muss.

Merzens Verteidigung übri- gens sollte den Minister unruhig machen: »Wolfram Weimer hat mein Vertrauen.« Man kennt solche Sätze aus der Bundesliga. Sie gehen der Entlassung etwa eine Woche voraus. **Felix Bartels**

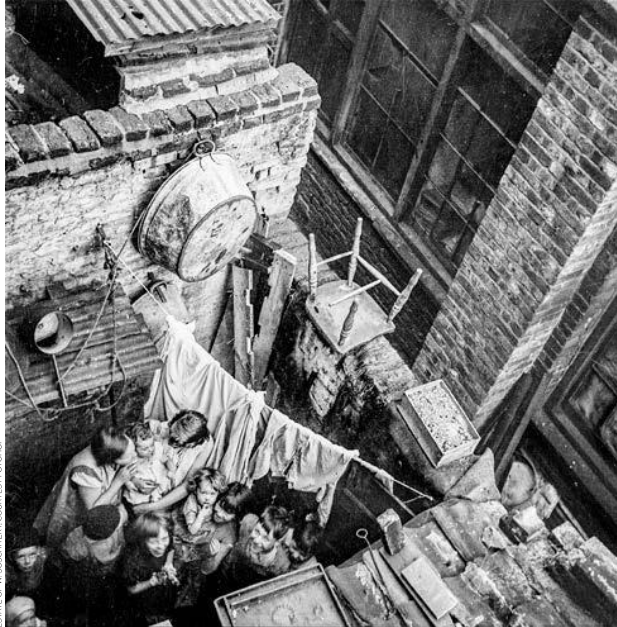
Arbeitslose, die Maidemonstrationen, bettelnde Menschen und versehrte Kriegsveteranen im Straßenbild Wiens in den Jahren 1930–1934 sind Themen früherer Aufnahmen von Edith Tudor-Hart. Ihre politische Überzeugung und ihre Arbeit als Fotografin gingen Hand in Hand. Ihr soziales Gespür und ihre Entrüstung über Armut und Verelendung im Kapitalismus ließen sie eindrucksvolle Bilder machen, die noch heute berühren. Es sind Aufnahmen klassischer Sozialdokumentar- fotografie. Nun präsentiert der von Katharina Mouratidi geleitete Projektraum »F3 – freiraum für fotografie« in Berlin-Kreuz- berg unter dem Titel »Crossing Lines« eine zuvor im Fotohof Salzburg gezeigte Retrospektive der 1908 als Edith Suschitzky in einer jüdischen Familie in Wien geboren und 1973 in Brighton gestorbenen Fotografin. Früh geprägt durch ihre sozialistisch orientierten Eltern, die ab 1904 Buchhandlung und Anti- quartier der Brüder Suschitzky im Wiener Bezirk Favoriten (10. Bezirk) – 1860 als Fabrik- und Arbeiterviertel entstanden – bis zur von den Nazis erzwungenen Aufgabe betrieben. Unter anderem gaben sie im integrierten Anzengruber-Verlag Sachbücher zur sozialen Frage, Arbeiterliteratur, Texte zu Sexualität und zur Reformbewegung in der Pädagogik heraus.

Bereits mit 16 Jahren enga- gierte sich Edith Suschitzky im Haus der Kinder, einer von der Montessori-Pädagogik inspi- rierten Institution. Dort erhielt sie theo- retische Grundlagen und durfte 1925 für drei Monate eine Studentin nach London begleiten, wohin sie neun Jah- re später als Verfolgte aus Wien flüch- ten musste. Dazwischen liegen ihre Entwicklung hin zur Kommunistin und der Beginn ihrer Karriere als Fotogra- fin, ausgerüstet mit einer Rollei Mittel- formatkamera. Bereits ab 1927 arbeite- te sie unter dem Pseudonym Betty Gray für die KP Großbritanniens sowie für die KP Österreichs. Über die genaue Initiation ihrer Arbeit mit der Kamera ist nichts bekannt. Allerdings ver- mutet der Fotografiehistoriker Duncan Forbes, dass ihr Interesse an der

Die Kamera als Waffe

»Crossing Lines«: Eine Retrospektive der Fotografin Edith Tudor-Hart in Berlin-Kreuzberg.

Von Matthias Reichelt



Klassische Sozialdokumentarfotografie: Die Arbeit von Edith Tudor-Hart

Fotografie um 1928 während einer Studienphase am Bauhaus, der Schule für Kunst und Gestaltung, in Dessau geweckt wurde. Die ersten bekannten Aufnahmen stammen von 1930 und zeigen die eingangs erwähnten Motive. Es liegt auf der Hand, dass am Beginn ihres fotografischen Werkes der Impuls stand, mit der Kamera als »Waffe« über die Wirklichkeit schonungslos aufzu- klären und so die Arbeiterbewegung zu unterstützen. Ziel war, die Menschen aufzurütteln und zu Protest und Wider- stand zu mobilisieren.

Folgerichtig veröffentlichte sie Fotos, die sie bei ihrem erneuten Auf- enthalt in London 1930 machte, ein

Jahr später unter dem Titel »White- chapel. Londons Elendsviertel« im sozialdemokratischen Magazin *Der Kuckuck*. Die Zeitschrift war 1929 von Siegfried Weyr gegründet worden und wurde bereits 1934 im austrofaschistischen Österreich unter Schuschnigg verboten. Weil sich Edith Suschitzky bei ihrem zweiten Londoner Auf- enthalt mit britischen Kommunisten auf einer Kundgebung am Trafalgar Square zeigte, wurde der britische Ge- heimdienst auf sie aufmerksam, was zu ihrer Ausweisung führte.

Zurück in Wien begann sie ihre Arbeit für die sowjetische Nachrich- tenagentur TASS. Einige Fotografien,

die sie für die Agentur mache- te, sind deutlich von der foto- grafischen Schule des neuen Sehens sowie des sowjetischen Konstruktivismus beeinflusst. Darunter fällt das aus großer Höhe aus einer Gondel des Rie- senrads aufgenommene, spekta- kuläre Bild am Prater, bei dem der Fokus auf der Stahlkonstruk- tion liegt, zwischen deren Streben die Menschen am Boden als winzig kleine Figuren zu sehen sind. Diese fotografische Richtung vernachlässigte Edith Suschitzky aber wieder zu- gunsten einer sozialdokumenta- rischen Fotografie, während sie gleichzeitig auch für die Kom- intern und die Rote Hilfe tätig war. Bei einem Botengang für die letztere wurde sie 1933 ver- haftet. Ein erheblicher Teil ihrer Negative wurde bei Hausdurch- suchungen konfisziert, es sind daher nur etwa 150 Fotos aus ihrer Zeit in Wien erhalten. Im selben Jahr heiratete sie den bri- tischen Arzt Alexander Tudor- Hart und zog nach England, wo sie unter Beobachtung des Ge- heimdienstes weiter ihren politi- schen Aktivitäten nachging.

Die bemerkenswerte Kreuz- berger Ausstellung zeichnet Edith Tudor-Harts Leben anhand ihrer fotografischen Werke nach und präsentiert an einer Wand im zweiten Stock Beispiele aus der Presse, in der ihre Bilder erschie- nen sind. Nach dem Scheitern ihrer Ehe 1936 war sie als Al- leinerziehende eines autistischen Sohnes ohne Unterstützung von Armut betroffen und musste so- wohl als Haushälterin als auch für ein kommerzielles Unterneh- men arbeiten und fortan auch auf Port- rätfotografie setzen.

Weiterhin stand sie unter dem Ver- dacht, für die Sowjetunion zu spio- nieren, und die britischen Behörden zwangen sie, das Fotografieren einzu- stellen. Unter diesem Druck zerstörte Edith Tudor-Hart viele Negative und Abzüge, die ihre Genossinnen und Ge- nossen hätten belasten können. Damit endete die Karriere Tudor-Harts in den 50er Jahren.

■ »Edith Tudor-Hart. Crossing Lines«, Projektraum »F3 – freiraum für fotografie«, Prinzessinnenstraße 30, 10969 Berlin, bis 17. Mai

Kayfabe ■ Geraune. Von Stefan Heidenreich

Das Wort Kayfabe stammt aus dem Wrestling. Wie es genau entstand, weiß man nicht, aber dass man es nicht weiß, ist Teil des Kayfabe. Der Begriff bezeichnet ungefähr das Gegenteil von Brechts V-Effekt. Die gezielte Verfremdung soll im Theater die Illusion brechen, in- dem sie offensichtlich macht, dass auf der Bühne eine erfundene Geschichte aufgeführt wird. »Der Zweck dieser Technik des Verfremdungseffekts war es, dem Zuschauer eine untersuchende, kritische Haltung gegenüber dem dar- zustellenden Vorgang zu verleihen«, so Brecht. Das Dargebotene aus der durch die Verfremdung gewonnenen Distanz zu hinterfragen, ist das Ziel. Die politi- sche Bedeutung des V-Effekts ist offen- sichtlich.

Kayfabe meint ziemlich genau das Gegenteil. Hier wird die Illusion nicht gebrochen, sondern ausgedehnt, und zwar auf den Bereich, der üblicherweise als Wirklichkeit gilt. Wrestling ist Show.

Die Kämpfe sind in ihrem Ablauf und Ergebnis genau vorgegeben. Es handelt sich um eine Art von Ballett, wenn man so will, um eine theatralische Prügelei. Nach dem Kampf verlassen die beiden Kontrahenten den Ring und finden sich in der Wirklichkeit des normalen Le- bens wieder, scheinbar. Die neugierigen Fans werden mit allerlei Informationen über ihre Stars versorgt. Doch tatsäch- lich wird auch diese Wirklichkeit, genau so wie der Schaukampf, inszeniert. Kayfabe bezieht sich auf die unausgesprochene Übereinkunft, dass auch die Wirklichkeit fake ist, wobei niemand genau weiß, wo die Fiktion endet. Im Ergebnis fällt damit über die gesamte den Schaukampf umgebende Welt, das Leben der Darsteller eingeschlossen, ein Schleier des Unwirklichen und Gespielten.

Auch in diesem Fall sind die Paral- len zur gegenwärtigen Politik offen- sichtlich. Sie reichen bei manchen Figuren weit ins Persönliche hinein.

Eine davon ist US-Präsident Donald Trump, seit 2013 in der Hall of Fame des Verbands World Wrestling Entertain- ment. Erst war er Wrestlingmanager, dann trat er auch selbst auf. Vieles an seinem Verhalten macht bis heute den Eindruck, auf die Umgangsformen in der Wrestlingwelt zurückzugehen: sein Showgehabe mit all den Widersprüchen und plötzlichen Wendungen, die groß- mäßige Protzelei, das Gut-und-Böse- Schema. Was auf Außenstehende wie ein blanker Irrsinn wirkt, findet hier ein passendes soziales Umfeld.

Zur Wrestlingwelt gehört auch, dass die Figur mitsamt ihrem Umfeld durch- gehend geskriptet ist, und zwar nicht in eigener Verantwortung. Immer ist sie umgeben von Managern und Be- ratern, die alle Bewegungen auf den Showeffekt hin trimmen. In dieser Logik muss man davon ausgehen, dass Trump nicht einmal der Herr seines Irrsinns ist, sondern dirigiert wird. Es sei denn, er hätte sich als mächtigster

Mann der Welt tatsächlich von seinem Team getrennt und würde nun mehr oder weniger haltlos und frei durch eine Kayfabe-Welt irren, in der er mal von den einen, mal von den anderen gemanagt wird. Er selbst muss da- von ausgehen, dass seine Feinde wie Freunde im gleichen Ring nach den gleichen Regeln handeln, dass also sowohl Netanjahu wie auch die Herren im Iran sich in der gleichen vernebel- ten Phantasiewelt bewegen. Dass ihre Handlungen Folgen in der Wirklichkeit haben, dass sie Tausende von Toten hinterlassen, fällt dann ebenso unter einen märchenhaften Schleier wie die spektakulären Feuerbälle, Raketen und Detonationen in den Nachrichten aus dem fernen Krieg. Manchmal hat man den Eindruck, als sei der Benzinpreis an der Tankstelle die einzige verblie- bene Verbindung des Präsidenten zum realen Leben. Es wird zum Hinter- grundrauschen der politischen Schau- schlägerei im Wrestlingring.